

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Judith Pinnow

Die Prophezeiung der Giraffe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Eine Woche vorher

Hinterher weiß man alles besser. Ich hätte diese letzte ruhige Woche genießen sollen, aber ich hatte ja keine Ahnung, was bald auf mich zukommen würde. Meine Hortensien vor dem Haus waren noch komplett unversehrt und zeigten die ersten Blüten. Es ist jedes Jahr eine kleine Überraschung, welche Farbe sie bekommen. Meine Mutter hat sie früher mit einer speziellen Flüssigkeit gegossen, damit sie immer schön blau blühen. Ich mache das nicht, und so sind sie mal pink, mal lila und seltsamerweise ab und zu auch noch blau. Blau mag ich sie am liebsten, weil es mich an meine Mutter erinnert. Maja ist seit zehn Jahren tot, aber ich habe sehr viele Dinge, die mich an sie erinnern. Schließlich lebe ich in ihrem wunderschönen Haus mit dem viel zu großen, inzwischen ziemlich verwilderten Garten. Ich weiß nicht, wie Maja das früher geschafft hat. Kein Mensch kann so einen großen Garten in Schuss halten, deshalb konzentriere ich mich auf den Vorgarten mit den Hortensien und lasse hinten alles wuchern. So eine Sommerwiese hat absolut ihren Reiz zwischen den alten Bäumen. Jedes Mal, wenn mein Bruder Sebastian mit seiner Familie hier ist, sagt er: »Ich komme mal nächste Woche mit meiner Astschere die Bäume schneiden«, aber er kommt

natürlich nie, und so bleiben sie, wie sie sind. Von der Terrasse aus kann man die Schaukel sehen, die ich, wie alle glauben, für meine Nichten Liz und Sophie aufgehängt habe. Die Wahrheit ist, dass ich selbst richtig gern schaukle.

Ich stoße mich mit meinen Füßen vom Boden ab und nehme ordentlich Schwung. Meine langen Haare fliegen hinter mir her, und ich fühle mich leicht. Die Seile der Schaukel sind an einem Ast ganz oben in der alten Kirsche angebracht. Mein Nachbar Friedhelm hat sie damals für mich befestigt. Es schaukelt sich anders mit so langen Seilen. Es ist ein bisschen wie fliegen. Ab und zu schaukeln meine Freunde bei mir, aber nie lange, sonst wird ihnen schwindelig. Angeblich kann das Gleichgewichtsorgan mit fortschreitendem Alter solche Bewegungen nicht mehr gut verarbeiten. Kaum einer kann mit vierzig plus noch richtig hoch schaukeln, was doch wirklich schade ist. Bei mir funktioniert es noch, vielleicht ist es auch einfach eine Übungssache.

Geübt bin ich jedenfalls. Jeden Morgen vor der Arbeit, wenn andere Leute laufen, setze ich mich auf meine Schaukel. Ich habe ein kleines Ritual entwickelt: Erst fasse ich die Schaukelseile an, setze mich aber noch nicht hin. Ich gehe einige Schritte rückwärts, so dass das Brett genau auf der Höhe meines Pos hängt. Wenn ich bereit bin, sage ich leise »Guten Morgen, Hanna« zu mir, ziehe mich dann mit den Armen ein Stück nach oben und lande schon im Losschwingen auf dem Brett. Dann schwinde ich konzentriert hin und her und gewinne an Höhe.

Ich brauche genau siebenmal Vor- und Zurück-

schwingen, um auf eine optimale Schaukelhöhe zu kommen. Dazu gehört allerdings eine gewisse Körperspannung. Auf der perfekten Höhe angekommen, schaukle ich weiter und sortiere im Kopf meinen Tag. Was ist heute wichtig? Wie will ich mich fühlen? Was nehme ich mir heute vor? Die Antworten auf die Fragen sind ganz und gar nicht bedeutungsvoll. Aber mir hilft dieses Morgenritual irgendwie.

Wenn ich mit meinem Sortieren fertig bin, kommt der Genussteil. Ich lege den Kopf so weit in den Nacken, dass alles auf dem Kopf steht, und lasse mich treiben. Manchmal schließe ich dabei die Augen. Heute lasse ich sie offen. Abwechselnd fliegen die Baumkrone und Teile des Gartens an mir vorbei. Baumkrone, Garten, Baumkrone, Garten, Baumkrone, Frau mit bunter Strickjacke.

Ich komme aus dem Rhythmus, weil ich mich abrupt aufrichte. Die Schaukel schlingert, ich drehe mich um, will die Frau mit der bunten Strickjacke sehen, aber die ist verschwunden. Ich rekonstruiere noch einmal, wo im Garten ich sie über Kopf gesehen habe, aber da ist nichts. Vielleicht waren es nur ein paar bunte Wiesensblumen, die mein Gehirn zu einer bunten Strickjacke zusammengesetzt hat. Zögernd schaukle ich weiter. Nach kurzer Zeit höre ich auf. Jedes Schaukeln wird mit einem präzisen Abspringen beendet. Ich springe immer auf die gleiche Stelle. Das Gras weiß das schon und wächst dort nur noch spärlich.

Von der Terrasse aus schaue ich noch mal in den Garten. Keine Frau mit bunter Strickjacke zu entdecken. Dafür sehe ich einen grünen Papagei hinten links auf dem Pflaumenbaum. Ab und zu verirrt sich einer der in

unserer Stadt freilebenden Papageien in meinen Garten. In den sechziger Jahren sollen ein paar von ihnen aus dem Zoo ausgebüxt sein, und seitdem haben sie sich fröhlich vermehrt. Ich mag sie gern mit ihrem roten Schnabel und dem immer etwas geneigten Kopf. Tage, an denen ich einen grünen Papagei im Garten entdecke, sind gute Tage, daran wird auch eine Strickjackenhalluzination nichts ändern.

Ich nehme mir immer vor, um Viertel vor acht in der Schule zu sein, aber dann ist doch noch dies und das zu tun. Mal muss ich noch schnell die Spülmaschine einschalten, mal gefällt mir im letzten Moment meine Frisur nicht, und ich mache hastig meinen geflochtenen Zopf auf, um mir die Haare in einem Dutt oben auf dem Kopf zusammenzuknüllen. Je unordentlicher, umso besser. Einer meiner Schüler hat das mal liebevoll als Vogelnest betitelt. Ich bin Lehrerin. An der Art und Weise, wie andere Menschen meine Berufsbezeichnung wiederholen, kann ich sofort erkennen, was sie davon halten. Die meisten haben schlechte Erfahrungen mit Lehrern gemacht. Damals in ihrer eigenen Schulzeit oder, noch schwerwiegender, bei ihren Kindern. Ein wenig besänftigt es sie, wenn ich sage, dass ich Grundschullehrerin bin. Ich falle dann unter die Rubrik »harmlos«. Es dauert oft eine harte halbe Stunde, um aus der »Bastel- und Blümchenschublade« wieder herauszukommen. Dabei bastle ich gar nicht gern. Jeder hat ja Aufgaben in seinem Job, die er nicht so leiden kann. Ansonsten finde ich meinen Beruf jedoch einfach unheimlich sinnvoll, und sinnvolle Dinge zu tun, dazu sind wir schließlich auf der Welt.

Ich schwinge mich auf mein Rad und fahre die zwei Komma vier Kilometer zur Schule. Auf das Komma vier lege ich Wert, denn mit Hin- und Rückweg sind das schon Komma acht, also fast ein ganzer Kilometer mehr, den man nicht unter den Tisch fallen lassen sollte. Wenn es drauf ankommt, kann ich sehr genau sein, auch wenn meine Frisur aussieht wie ein Vogelnest.

Es ist so warm, dass ich ohne Jacke fahren kann. Ich habe einen blöden Ohrwurm im Kopf, einen Song, den ich gestern gehört habe. In dem Text sitzt einer auf dem Bett und isst Steine. Ich finde die Vorstellung, wie jemand in Steine beißt, fürchterlich. Sofort tun mir alle Zähne weh, und ich muss mit der Zunge über meine Zahnreihen fahren, um zu testen, ob sie noch in Ordnung sind. Auf dem Bett sitzen und Steine essen ergibt nun wirklich überhaupt keinen Sinn. Ich versuche, den Text umzudichten in: Sitze auf dem Bett und esse Schokolade. Das sind leider zu viele Silben. Stei-ne hat nur zwei. Vielleicht kann ich etwas anderes nehmen, was sich auf »esse Steine« reimt. Flicke Beine. Sitze auf dem Bett und flicke Beine, singe ich probeweise vor mich hin, leise, weil ich jetzt mit anderen Fahrradfahrern zusammen an einer Ampel stehe. »He, Kollegin«, ruft mir einer von ihnen zu.

»Hallo, Ulli, na, machen wir ein Wettrennen?«

Er lacht etwas verlegen, und bevor er antworten muss, wird die Ampel grün. Ulli ist Sportlehrer und würde niemals ein Wettrennen gegen eine moppelige Frau fahren. Das ist das Gute daran, wenn man Kleidergröße 46 trägt. Man muss der Welt nichts beweisen, kann aber immer schön die Klappe aufreißen. In meiner Vorstel-

lung bin ich gar nicht mollig. Wenn ich an einem Spiegel vorbeikomme, bin ich immer leicht erstaunt, dass ich so rundlich wirke, denn ich fühle mich überhaupt nicht so. Hauptsache, man fühlt sich okay, und da ich die meiste Zeit des Tages ohne Spiegel herumlaufe, bin ich die meiste Zeit des Tages schlank!

Als ich am Fahrradständer ankomme, ist Ulli schon weg. Ich schließe mein Rad an. Der Lehrerfahrradständer ist extra auf der anderen Seite des Gebäudes. Hier kommen nicht so viele Leute vorbei, trotzdem muss man immer abschließen, und ab und zu kommen Klingeln oder Luftpumpen weg. Ich habe ein Zahlenschloss mit meinem Geburtsdatum als Code. Sehr originell, ich weiß. Wer mein Leben knacken will, muss sich keine große Mühe geben. Ich habe ein einziges Passwort für das gesamte Internet. »Schmetterling11«, weil ich am elften Geburtstag habe. Mit Schmetterling11 komme ich super durch. Manchmal soll man ein Passwort eingeben, das Klein- und Großbuchstaben, Ziffern, Sonderzeichen, das Blut einer Jungfrau und drei Haare von einem Einhorn beinhaltet. Auf solchen Seiten kann ich leider nicht sein. Wenn Schmetterling11 nicht reicht, dann eben nicht. Man muss nicht überall Kompromisse machen.

Ich nehme meine Tasche aus dem Fahrradkorb, drehe mich um und falle beinahe in Herrn Schibalskis Becher, den er mir stolz hinhält. Herr Schibalski ist unser Hausmeister. Viele kommen nicht so gut mit ihm klar, weil seine Antwort immer erst mal »Nein« ist, wenn man ihn um etwas bittet. Von dem Mann kann man echt etwas lernen! Das muss man erst mal bringen, Hausmeister

zu sein und dann auf die Frage, ob er bitte den Wasserhahn in der 1 b reparieren könne, knallhart »Nö« zu antworten und ohne weitere Erklärung weiterzugehen.

Von meiner Mutter habe ich gelernt, dass es immer einen Weg gibt, mit anderen zu sprechen. Man muss sich nur auf sie einlassen. Manche Menschen brauchen Lob, andere Aufmerksamkeit, und viele wollen einfach nur Verständnis für ihre Situation haben.

Als Herr Schibalski damals endlich grummelnd in meine Klasse kam, um den (seit drei Wochen) kaputten Hahn zu reparieren, und erst mal lange darüber lamentierte, dass niemand jemals sorgsam mit den Dingen umgehe und schon gar nicht in einer Schule, und er müsse dann dafür geradestehen und das auch noch mit seinem Kreuz, wo er doch sowieso schon seit Jahren Rücken hätte, habe ich ihm erst mal aufmerksam zugehört. Ich bestätigte ihn. Es ist tatsächlich nicht schön, dauernd Sachen zu reparieren und dann zuzuschauen, wie der Nächste wieder daran herumreißt. Und mit Rückenschmerzen gebeugt über einem kleinen Waschbecken zu hängen ist auch keine Freude.

»Ich hasse das ...«, stöhnte er.

»Ich hasse basteln ...«, sagte ich und zeigte auf die neunundzwanzig angefangenen Laternen, für die ich noch den Draht biegen und die Laschen kleben und alles das tun musste, wofür Erstklässler einfach noch zu klein sind. Die Mütter möchte ich damit auch nicht nerven. Heutzutage arbeiten die meisten und müssten sich dann mühsam freinehmen, um mit einer Heißklebepistole an der Perforation entlang Klebepunkte zu setzen. Das ist fast wie Steine essen.

Herr Schibalski richtete sich auf, schaute auf meine lange Reihe, lächelte und erklärte mir dann, wo genau er im Rücken Schmerzen hatte. Ich kenne diese Stelle, obwohl ich keine Wasserhähne repariere.

»Probieren Sie mal den.« Ich holte aus meinem Pult so einen kleinen Massageball hervor.

»Wie soll ich denn da bitte rankommen?«, fragte er verständnislos und zeigte hilflos Richtung Rücken.

»Herr Schibalski, ich lebe allein, ich hab da so meine Tricks. Sie machen es wie ein Braunbär an einem Stamm.« Ich hielt ihm den Ball zuerst auf Augenhöhe hin, so wie ich das mit meinen schwierigeren Schülern immer mache, und dann an die Wand. »So, und jetzt rollen Sie sich schön über die Stelle, die weh tut!« Ich machte es ihm vor und schubberte mich mit dem Ball im Rücken die Wand entlang. Herr Schibalski versuchte es und machte dabei ein paar Braunbärgeräusche. »Den schenke ich Ihnen!« Er strahlte, und seitdem frisst mir der Braunbär aus der Hand.

»Heute soll es bis zu siebenundzwanzig Grad warm werden, Frau Lambert. Und ich weiß doch, dass Sie die Hitze nicht so gut vertragen. Das ist Eistee, selbstgemacht. Garantiert ohne Zucker!«

»Wie schade!«

Er lacht schallend. »Schmeckt trotzdem, probieren Sie mal!«

Ich muss eigentlich dringend in meine Klasse flitzen, aber er schaut mich so nett an. Ich kann gar nicht anders, nehme den Becher mit Eiswürfeln drin und probiere einen kleinen Schluck. Es schmeckt zitronig und herrlich frisch. Ihm reicht mein Gesichtsausdruck. Er

klopft mir zum Abschied auf den Arm, und ich trinke schnell noch einen Schluck, damit mir das Getränk auf der Treppe nicht überschwappt.

Man kann neunundzwanzig Kindern keinen Eistee vortrinken, darum stürze ich den Becher vor dem Klassenzimmer herunter und muss die ganze Schulstunde über auf Toilette.

Auf dem Rückweg ist mir heiß. Die Luft ist schwül und warm und hängt an mir wie schwere Lappen. Ich kriechen die Straße entlang und stelle mir vor, ich hätte einen Bioteich im Garten, in den ich gleich springen könnte.

Ich würde am liebsten am Meer wohnen, und weil ich Majas Haus ja nicht mitnehmen kann, habe ich tatsächlich mal überlegt, es umgekehrt zu machen und mir etwas Wasser in meinen Garten zu holen. Ich stelle es mir wunderbar vor, einen Schwimmteich im Garten zu haben. Ich würde jeden Morgen zwischen Seerosenblättern meine Runden schwimmen und mich anschließend auf der Schaukel trocken schaukeln. Auch im Winter stelle ich es mir reizvoll vor, auf eine Wasserfläche zu gucken. Ich würde mir einen Schaukelstuhl auf die Terrasse stellen, mich in eine dicke, flauschige Decke hüllen und mit einer Thermoskanne voller Kakao auf mein kleines friedliches Meer schauen. Es war sogar mal ein Schwimmteichbauer hier. Ganz begeistert ist er durch den Garten gestiefelt und hat alles abgemessen. Mir wurde ganz schwindelig bei seinen viel zu schnellen Erklärungen von Regenerationszonen des Teiches und Pumpen und empfehlenswerten Filteranlagen. Das hätte ich aber alles für meine Wasserphantasien in Kauf

genommen, nur leider sollte das Ganze am Ende so viel kosten wie zwei neue Mittelklassewagen von teuren Marken.

Bevor ich mir einen Schwimmteich leisten kann, muss ich erst mal die Dachziegel auf dem Haus erneuern.

Als Maja damals starb, rieten uns alle, das Haus zu verkaufen. In dieser Lage mit dem riesigen Garten hätten wir ein kleines Vermögen dafür bekommen. Aber dann wäre es weg gewesen, für immer.

Mein Bruder und ich köpften eine Flasche Wein und sprachen das Ganze unter dem alten Pflaumenbaum durch. Ich würde einziehen und ihm dafür jeden Monat eine Summe überweisen. Vermutlich muss ich die bis an mein Lebensende zahlen, und ich weiß nicht einmal, ob er dann am Ende genug bekommen hat. Aber das ist unser Deal, und damit geht es uns beiden gut. Mir tut das Haus gut und ihm das monatliche Geld. Seit Liz und Sophie auf der Welt sind, kann er sich sowieso nicht mehr vorstellen, das Haus zu verkaufen. Sie sollen es eines Tages erben, und diese Vorstellung finde ich schön. Ich werde vermutlich nie eigene Kinder haben. Inzwischen bin ich vierzig, die Wahrscheinlichkeit sinkt also jeden Tag rapide. Ich hätte gern Kinder gehabt, aber es war nie ein absolutes Muss. Kinder habe ich ja trotzdem mehr als genug in meinem Leben. Zu Hause angekommen, schleppe ich mich die Treppen hoch, ziehe mich vor der Dusche aus und lasse alle Klamotten einfach davor liegen.

Das kühle Wasser ist eine Erleichterung. Während sich fast ganz Deutschland über den frühen Sommer freut, werden wir hier auf eine harte, schwüle Probe ge-

stellt. Die Luft ist so schwer, dass man den ganzen Tag nur auf einer Luftmatratze auf einem See herumdümpeln möchte. Aber wer kann das schon?

Ich öffne mit etwas Mühe mein neues Duschgel. »Ocean irgendwas«. Es riecht tatsächlich nach Meer. Faszinierend, wie die das machen! Ich nehme viel mehr als nötig, um ganz in den Duft einzutauchen. Fast kann ich die Möwen schon schreien hören, so gut riecht das Zeug!

Eingehüllt in die Ocean-Wolke und ein Handtuch, öffne ich das Fenster zur Straße und, damit etwas Durchzug entsteht, auch das Fenster im Zimmer gegenüber. Ich schaue hinunter in den Garten und suche die Baumkronen danach ab, ob ich den grünen Papagei entdecke.

Meine Klamotten lasse ich vor der Dusche liegen und gehe mir nebenan etwas Frisches anziehen. Mein Schlafzimmer ist ein großer, schöner Raum mit einem begehbaren Kleiderschrank. Mein großes Bett habe ich unter das Dachfenster gestellt. So kann ich nachts schön in die Sterne gucken, wenn der Himmel klar ist. Ich ziehe ein leichtes Sommerkleid vom Bügel. Es ist blau mit pinkfarbenen Blumen drauf. Moment mal, habe ich nicht gerade irgendwo ähnliche Farben gesehen? Farben, die dort gar nicht hingehörten. Ich durchsuche mein Gedächtnis, aber es bleibt nur eine verschwommene Erinnerung. In Unterwäsche gehe ich zurück ins Nebenzimmer und schaue noch einmal aus dem geöffneten Fenster. Meine Augen suchen den Garten nach diesen Farben ab. Ich kann nichts Ungewöhnliches entdecken. Gerade als ich das Fenster schließen will, sehe ich es. Über einem meiner Terrassenstühle hängt eine

pinkblaugrüne Strickjacke. Das ist die Strickjacke, die ich heute Morgen schon beim Schaukeln gesehen habe, an einer Frau!

Ich rausche runter ins Erdgeschoss. Unten an der Treppe mache ich noch mal kehrt und flitze trotz der Schwüle wieder hoch. Wenn da wirklich eine fremde Frau in meinem Garten ist, wäre es vielleicht von Vorteil, ihr nicht in Unterwäsche zu begegnen. Ich werfe mir das Kleid über den Kopf. Es bleibt an meiner feuchten Haut kleben. Ich zwinge es an die richtige Stelle, renne barfuß bis auf die Terrasse. Friedliches Vogelgezwitscher und mein eigener Atem, sonst ist nichts zu hören und auch nichts zu sehen. Die Strickjacke ist weg. Ich fasse die Stuhllehne an, über der sie gehangen hat, als könnte ich dort noch Faserspuren entdecken.

»Ich weiß, dass Sie da sind!«, rufe ich in meinen friedlichen Garten hinein. »Ich habe Ihre Jacke gesehen!« Wie sich das anhört! Wie in einem Thriller. Ich weiß, dass Sie da sind, Strickjackenfrau. Was suchen Sie in meinem Garten? Wer sind Sie, ein Geist? Ich komme mir blöd vor, so auf meiner Terrasse zu stehen und angestrengt in den Garten zu horchen und zu spähen. Da, hinter dem Stamm des Pflaumenbaums hat sich etwas bewegt! Mit langen Schritten hetze ich zum Baum. Das Eichhörnchen huscht erschrocken den Stamm hoch und verschwindet zwischen den dichten Blättern. Keine Spur vom Strickjackengeist.